



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Neununddreissigster
Jahresbericht 1970

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1971

ZG 71/12
Hg

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum Bezug der Jahresgabe und zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

WELT IM LICHT – GEDANKEN ZU GOTTFRIED KELLERS NATURFRÖMMIGKEIT

VON HANS WYSLING

Indessen erschien aber ein Sendbote der Grossmutter, die von meiner Ankunft gehört hatte und mich einlud, sogleich zu ihr zu kommen. Mein Vetter bot sich mir zur Begleitung an; ich putzte mich, nicht ohne Ziererei, halb einfach ländlich, halb komödiantisch heraus, und wir gingen auf den Weg, welcher zuerst über den Kirchhof führte, der auf einer kleinen Höhe gelegen ist. Dort duftete es gewaltig von tausend Blumen, eine flimmernde, summende Welt von Licht, Käfern und Schmetterlingen, Bienen und namenlosen Glanztierchen webte über den Gräbern hin und her. Es war ein feines Konzert bei beleuchtetem Hause, wogte auf und nieder, erlöschte bis auf das gehaltene Singen eines einzelnen Insektes, belebte sich wieder und schwelte mutwillig und volltönig an; dann zog es sich in die Dunkelheiten zurück, welche die Jasmin- und Holunderbüsche über den Grabzeichen bildeten, bis eine brummende Hummel den Reigen wieder ans Licht führte; die Blumenkelche nickten im Rhythmus vom fortwährenden Absitzen und Auffliegen der Musikanten. Und unter diesem zarten Gewebe lag das Schweigen der Gräber und der Jahrhunderte seit den Tagen, wo dieser Zweig alemannischen Volkes sich hier festgesetzt und die erste Grube gegraben. Ihr Wort, Spuren ihrer Sitte und ihrer Gesetze leben noch im grünen Gau, auf den Berghöfen, in den kleinen grauen Steinstädten, die an den Flüssen hangen oder an Halden lehnen.

Der Grüne Heinrich (III, 204; XVII, 4)

Im Kapitel «Die Sippschaft» nimmt Gottfried Keller das Bild des «kleinen Gottesackers» (III, 1) wieder auf, das am Anfang des «Grünen Heinrich» steht. Erhöht gelegen, von der stillen Sommersonne beschienen, tut sich dem vorübergehenden Heinrich eine «Welt von Licht» auf, die bei all ihrer flimmernden Belebtheit doch ganz in sich selber ruht. Denn das Weben der Natur: das musikalische Gewoge, der Reigen des kleinen Volkes mit seinem an- und abschwellenden Summen, dem Wechsel von Aufleuchten und Erlöschen, verdichtet sich zum «zarten Gewebe», das alle rhythmische Bewegtheit auffängt und als «Textur» (XIX, 60) erscheinen lässt.

Unter dem lichtfrohen, klingenden Reigen «das Schweigen der Gräber und der Jahrhunderte», in dem die bindenden Mächte der Sprache und der Sitte aufgehoben sind. Beide, Sprache und Sitte, sind in die Textur der Gegenwart hineingewirkt; sie leben weiter im grünen Gau, in den Höfen und Steinstädten am Fluss und an den Halden. Die Geschlechter kommen und gehen im Strom der Vergänglichkeit. «Aus der unergründlichen Tiefe der Zeiten an das Tageslicht gestiegen», so lesen wir am Anfang des Romans (III, 2), «sonnen sich diese Menschen darin, so gut es

gehen will, rühren sich und wehren sich ihrer Haut, um wohl oder wehe wieder in der Dunkelheit zu verschwinden, wenn ihre Zeit gekommen ist.» Die Textur der Wirklichkeit bleibt, als ständig in sich kreisende, ruhevollere Gegenwart.

Eigenartig, wie die Welt des Todes ihre Zeichen in das Lichtleben der Natur hineinragen lässt. Licht und Dunkel, Singen und Schweigen, Leben und Tod sind miteinander versöhnt. Leuchtende Blumen wachsen über den Grabmälern, in deren Dunkelheiten der kleine Reigen verschwindet, bis ihn eine brummende Hummel wieder ans Licht führt. Das Bild nimmt die Philosophie Dortchen Schönfunds voraus, dem Natur und Leben gerade im Gedanken an den Tod «wie verklärt» erscheinen (VI, 204): «Das Licht der Sonne schien ihr tausendmal schöner als andern Menschen, das Dasein aller Dinge wurde ihr heilig, und ebenso der Tod, den sie sehr ernsthaft nimmt, ohne ihn zu fürchten. Sie gewöhnte sich, zu jeder Stunde an ihn zu denken, mitten in der heiteren Freude und im Glücksgefühl, und dass wir einst ohne allen Spass und für immer abscheiden müssen. Das ganze vorübergehende Dasein unserer Persönlichkeit und ihr Begegnen mit den anderen vergänglichen, belebten und unbelebten Dingen, unser aufblitzendes und verschwindendes Tanzen im Weltlichte hat für sie einen zarten leichten Anhauch bald von milder Trauer, bald von zierlicher Fröhlichkeit, welche den Druck der schwerfälligen Ansprüche des Einzelnen nicht aufkommen lässt, während das Gesamtwesen doch besteht.» Da wird der Reigen der Insekten zum Tanz der Menschen: Auch sie treten ins Licht, blitzen auf und verschwinden wieder im Dunkel, aber die Erinnerung an sie bleibt gegenwärtig.

I

Was das Bild des kleinen Gottesackers sagt, ist damit angedeutet. Genauer wird seine Aussage, wenn wir es in dem grossen historischen Zusammenhang sehen, in dem es steht. Es erweist sich, dass Kellers Schilderung auf eine bedeutende Ahnenreihe zurückblicken kann. Wir geben vier Beispiele.

Die «Welt im Kleinen» ist schon von Gessner gefeiert worden, in seiner Idylle «Als ich Daphnen auf dem Spaziergang erwartete». Weil die geliebte Daphne auf sich warten lässt, legt sich der Idyllen-Hirt ins Gras und preist entzückt die Schönheiten der kleinen Natur:

Sie kömmt noch nicht, die schöne Daphne! hier will ich ins Gras mich hinlegen und sie erwarten, hier an der Quelle. Indess will ich die Gegend umher betrachten, und mein Verlangen täuschen. Du hoher schwarzer Tannen-Hain, der du die Pfeil-geraden röthlichen Stämme

dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten empor hebst, hohe schlanke Eichen, und du Fluss, der du mit majestätischem Silberglanz hinter jenen grauen Bergen hervor rauschest, nicht euch will ich izeht sehen, izeht sey das Gras um mich her meine Gegend. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasser-Kressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken; von beyden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischt; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölbe und glänzet im vielfarbichten Widerschein. Ich will izeht durch den kleinen Hain des wankenden Grases hineinschauen; wie glänzet das manigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Aesten und dem manigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen wankende Blumen. Aber du blaue Viole, du Bild des Weisen, du stehst bescheiden niedrig im Gras, und streust Gerüche umher, iness dass geruchlose Blumen hoch über das Gras emporstehn, und prahlerisch winken. Fliegende Würmchens verfolgen sich unten im Gras, bald verliert sie mein Aug in im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder im Sonnen-Schein, oder sie fliegen zu Schaaren empor und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget sich dort an der Quelle? So schön und glänzend von Farbe -- doch nein, angenehmer Betrug! ein Schmetterling fliehet empor, und lässt das wankende Gräschen zurück. Izt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt auf glänzend rothe Flügel vorbei, und setzt sich, zu seinem Gatten vielleicht, auf die nahe Glocken-Blume. Rausche sanft, du rieselnde Quelle! Erschüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephyrs! Trieg ich mich, oder hör ich den zärttesten Gesang? Ja sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Concert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehn.

«Idyllen», 1756 (S. 113–115)

Das «feine Konzert» auf Kellers Gottesacker ist also eine wörtliche Anspielung auf Gessners Idylle, eine versteckte Huldigung dessen, der jetzt im Lichte tanzt, an jenen, über den sich längst das Schweigen des Grabs gebreitet hat. Im Wort des Lebenden klingt das Wort des Dahingegangenen wieder auf, mit seinem Wort auch seine Sitten und seine Gesetze.

Für Gessner ist Naturbeschreibung Gottesdienst. Dasein wird ihm zum bukolisch-paradiesischen Weltgenuss, dem er froh und fromm sich hingeben kann, weil ihm die Natur als das von Gott Geordnete, als Kosmos erscheint, in den auch er sich eingebettet fühlt. Grundfigur ist auch bei Gessner schon der Kreis: Das Wasser schwingt in «kleinen funkelnden Ringen» um die Stengel der Bachbungen; einem «bunten Gewölbe» gleich beugen sich die Blumen und Gräser über das Wasser, das sie in lieblicher Bewegung widerspiegelt; über dem Gewölbe der Ringeltanz der Bienen und Käfer, die dem Hirten ihr Rondeau summen. Flötenmusik und Wasserfarbe, Menuett und Medaillon gehören zur Welt der Idylle. Gessner hat diese Welt nicht nur erstrebt, er hat sie erlebt. «Hier lasst uns wohnen!» rief er einst seinen Freunden zu, als sich die spazierende Gesellschaft im Walde verirrt hatte und unvermittelt vor einem kleinen Wasserfall stand. «Dann nahm einer seine Flöte und blies: ‚Est mihi propositum‘ und andere Lieder, und wir danczten im Zirkel um ihn

her und sangen [...]. Wir waren recht unvergleichlich froh.» Ideal und Wirklichkeit fallen im idyllischen Augenblick zusammen, das Bukolische des Theokrit und des Vergil sind wieder lebendig, das Goldene Zeitalter wird Ereignis. Gessners Landschaft ist *locus amoenus* und *locus sacer* zugleich. (Dasselbe gilt vom kleinen Gottesacker. Aber Keller, das können wir schon hier festhalten, bezieht in seine Landschaft Vergangenheit und Tod mit ein. Bei ihm sind die Schatten schwer, nicht nur hingestreut. Der Tanz im Licht ist das eine, die Ruhe im dunklen Schoss das andere. Beides ist in den Kreis miteingeschlossen.)

Gessner ist indes nicht der einzige, an den Keller bei der Schilderung des kleinen Gottesackers gedacht haben dürfte. Als er dem lebenswürdigen Vorfahren huldigte, liess er seinen Blick wohl noch weiter in die Vergangenheit dringen, bis zu jenem unermüdlichen Laudator der kleinen Welt, den Gessner so sehr verehrt hat – wir meinen Barthold Heinrich Brockes, der zwischen 1721 und 1748 sein neunbändiges Hauptwerk, «Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend aus physikalisch und moralischen Gedichten», hatte erscheinen lassen. In dem Gedicht «Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee» (1846) hat sich Gottfried Keller der fernen Tage erinnert,

Als durch den grünen Wald
Herr Gessner las im Brockes.

Tatsächlich hat Gessner den Hamburger zeit seines Lebens verehrt. In seinem «Brief über die Landschaftsmalerei», den der Grüne Heinrich so gut gekannt hat, lobt er Brockes' Gedichte als ein unschätzbare «Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind».

Brockes hat in seinem kompendiösen Werk den ganzen Kreis der Schöpfung abgeschritten, um an jeder «physikalischen» Erscheinung, an jeder Pflanze, selbst am unscheinbarsten Kraut, den Beweis von Gottes Schöpferkraft und Güte zu erbringen. Die Natur ist für ihn nicht mehr Mahnmal der Vergänglichkeit und Nichtigkeit wie für Gryphius oder Angelus Silesius, der sie ein *pulcherrimum nihil* genannt hat; sie wird ihm in ihrer unausschöpflichen Fülle und Schönheit zum sinnenfälligen und damit unwiderleglichen Gottesbeweis, und seine ganze Sammlung «physikalisch und moralischer Gedichte» könnte als ein grosser, unermüdlicher Versuch gedeutet werden, Leibnizens «Essay de Théodicée» in allen Teilen der Schöpfung zu belegen.

Anmuthige Frühlings-Vorwürffe

Ich höre die Vögel; ich sehe die Wälder;
Ich fühle das Spielen der kühlenden Luft;
Ich rieche der Blüthe bebiesamten Duft;
Ich schmecke die Früchte. Die fruchtbaren Felder;
Die glänzenden Wiesen, das funckelnde Nass
Der thauigten Tropfen; das wallende Gras
Voll lieblicher Blumen; das sanfte Gezische
Der mancherley lieblich beblätterten Büsche;
Das murmelnde Rauschen der rieselnden Fluth;
Der zitternde Schimmer der silbernen Fläche
Durch grünende Felder sich schlängelnder Bäche;
Der flammenden Sonne belebende Gluth,
Die alles verherrlichtet, wärmet und schmücket:
Diess alles ergetzet, erquicket, entzucket
Ein Auge, das Gott in Geschöpfen ersieht
Ein Ohr, das den Schöpfer versteht und höret,
Ein Hertze, das Gott in den Wundern verehret,
Kein viehisch, nur einzig ein Menschlich, Gemüth.

«Irdisches Vergnügen in Gott», 1727
(zit. nach 3. Aufl. 1734, Bd. II, S. 71)

Man liebt es, Brockes zu verharmlosen, und das fällt einem wahrhaftig nicht schwer. Aber wir dürfen dabei nicht übersehen, dass er sich mit der blossen Entfaltung der *copia verborum* nicht begnügt und mehr gibt als nur einen reichhaltigen Katalog von Landschaftsteilen. Überall ist er bemüht, Feinheiten wahrzunehmen und sie sprachlich zu fassen. Wer vor ihm hat schon den zitternden Schimmer der silbernen Fläche beschrieben, wer das murmelnde Rauschen der rieselnden Flut? Da werden Gessner, ja schon Klopstock und Goethe vorweggenommen. Von Naturgefühl im Sinne Goethes zu sprechen, wäre freilich nicht gerechtfertigt. Noch steht Brockes vor der Natur, sammelt Bilder und Eindrücke, setzt die physikalischen Wahrnehmungen in moralische Gedanken um. Darüber können auch die vielen Gedichteingänge nicht hinwegtäuschen, in denen er auf ein persönliches Erlebnis anspielt, wie zum Beispiel in dem 1746 entstandenen Gedicht «Das Kletten-Kraut», das Gessner nicht entgangen sein dürfte:

Wie ich, an einem heitern Tage,
In stiller Einsamkeit, in ungestörter Ruh,
Im kühl- und feuchten Grase lage;
Sah' ich, in Pflanzen, Kräutern, Stauden, den Werken unsers Schöpfers zu.

Schon Brockes flieht aus der Stadt aufs Land; unter den Titelkupfer seines «Land-Lebens in Ritzebüttel» (1743) setzt er das Motto:

Wie glücklich, wer, wie wir, von Stadt u. Hof entfernt,
Den Schöpfer im Geschöpf vergnügt bewundern lernet.

Im Vorwort zu Gessners «Idyllen» lesen wir: «Oft reiss ich mich aus der Stadt los und fliehe in einsame Gegenden; dann entreisst die Schönheit der Natur mein Gemüt allem dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt haben; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich wie ein Hirt im goldnen Weltalter.» Werther empfindet seine Ankunft auf dem Lande als Befreiung: «Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradisischen Gegend.» Ähnliches empfindet schliesslich auch der Grüne Heinrich auf seiner «Flucht zur Mutter Natur» (III, 194); wie ein erwachender Adam atmet er die balsamische Morgenluft ein, «das ganze Tal war lebendig und glänzte vor Frische» (III, 203).

Das könnte schon Werther geschrieben haben, und er *hat* es geschrieben, in jenem Brief vom 10. Mai, wo er «im hohen Grase am fallenden Bache» liegt und «das Wimmeln der kleinen Welt» um sich her erlebt – die Erinnerung daran überwältigt ihn ja noch im Brief vom 18. August, in jenem ungeheuren Satz, der in einem Atem die ganze Natur umfasst und zum *état d'âme* werden lässt:

Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluss bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fusse bis auf zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluss zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Million Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie fasste ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfliessenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allebelebend in meiner Seele.

Da verbinden sich im stimmungshaften Erleben Seele und Landschaft mit einer bisher unbekanntem Intensität. Das Organ, mit dem der junge Goethe die Natur wahrnimmt, ist das «heilig glühend Herz», das sie nicht mehr als Gegenstand beobachtet, sondern sie erlebt und sich von ihr durchglühen lässt. Haller, in den «Alpen» (Str. 37), hat noch «gelehrte Blicke» auf die Natur geworfen, Brockes ist mit «betrachtendem Gemüte» in ihr spazierengegangen, Goethe fühlt sich in die allebelebende Liebesinnigkeit der Natur miteinbezogen – ohne doch sich selbst in ihr zu verlieren, wie es dem Maler Philipp Otto Runge widerfährt, als er am 9. März 1802 seinem Bruder in hymnisch bewegten Worten von seinem Naturerlebnis berichtet:

Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saus't durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde röthet sich der Aether, und die Sonne erleuchtet die Welt; das Thal dampft und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Thautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einen Accord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf, und fliegt umher in dem unermesslichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und würrt: hier ist das Höchste, was wir ahnen – Gott!

«Hinterlassene Schriften» von Philipp Otto Runge, herausgegeben von dessen ältestem Bruder (Hamburg 1840, Bd. I, S. 9).

Hier wird die Natur zum unendlich bewegten, sich ins Grenzenlose dehrenden Universum. Das Naturgefühl weitet sich ins Kosmische aus. Alles ist Feuer und Klang, Licht und Brausen. Von dem Glanze selig blind, ergießt sich das Ich jauchzend in den Akkord der Welt. Die Einzelseele, vom «Odem Gottes» ergriffen, vereinigt sich mit der Weltseele.

Goethes Naturerlebnis ist lyrisch. Sein Ich ist erfüllt von der bedrängenden Kraft des Augenblicks, die unmittelbar aus dem herrlichen Leuchten der Natur in die Seele strömt und sie die Ewigkeit erleben lässt. Runges Naturerlebnis ist mystisch. Er möchte den stimmungsdichten, «göttergleichen» Augenblick der Stürmer und Dränger verewigen, indem er sich ganz dem Hören und Fühlen hingibt und sein entgrenztes Ich in der Ahnung des Höchsten aufgehen lässt. Von einem seiner Tageszeiten-Bilder schreibt er am 29. März 1805 an Tieck (Bd. I, S. 61): «[...] es scheint sich die Verkörperung auflösen zu wollen in den tönenden unendlichen Raum.»

Doch genug. Ob Keller Runges «Hinterlassene Schriften» gekannt hat, wissen wir nicht. Dass sich die vier angeführten Beispiele motivisch berühren, ist evident. Doch mehr als der Nachweis solcher Berührungen und Ähnlichkeiten beschäftigt uns die Frage, wodurch sich Kellers Naturfrömmigkeit von der seiner Vorgänger unterscheidet. Fassen wir vorerst zusammen:

Brockes' «Irdisches Vergnügen in Gott» eröffnet das Jahrhundert, dessen Oratorienmusik in Haydns «Schöpfung» (1799) und den «Jahreszeiten» (1801) gipfelt. Der Karfreitagsgeist der barocken Kirchhoflyrik wird überwunden, das augen- und lichtfrohe Zeitalter der heiter-frommen Naturverehrung beginnt. Gessner findet als naiv-glücklicher Dichter Natur und Menschen in paradiesischer Harmonie vereinigt. Aber die Natur ist ihm noch nicht die stimmungsgewaltige Macht, die im Menschen das Gefühl des Eins-und-Alles erweckt. Sie zeigt ihm eher ihre «Schönheiten» als ihre Schönheit; sie ist die Quelle seiner «Entzückun-

gen», nicht des Entzückens. Sein Gemüt kennt die Fröhlichkeit, nicht aber die alles durchströmende Freude. Diese wird erstmals in Goethes Sturm-und-Drang-Gedichten laut, in denen die Identität von Gott und Natur ein offenbares Geheimnis ist. «Ich suchte», schreibt Goethe in «Dichtung und Wahrheit», «[...] das Äussere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab als sie nur fasslich sein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so dass ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften oder Gegenden, oder der Tages- und Jahreszeiten [...] mich aufs Innigste berührte.» Runges, vor allem aber Jean Pauls Sonnenaufgänge, von denen der junge Keller sich so oft hat hinreissen lassen, setzen mit ihren Lichtfluten ganze Landschaften in ekstatische Bewegung. Doch bei aller Faszination ist Keller nie der romantischen Auflösungssehnsucht erlegen. Um zu sehen, worin die Eigenart seines Naturerlebnisses besteht, lohnt es sich, einen Blick auf sein Frühwerk zu werfen.

II

Schon über Kellers ersten Landschaften steht das Licht als die Kraft, welche die Dinge zum Erscheinen, zum Scheinen bringt. Der jean-paulsche Sonnenaufgang etwa in Kellers frühestem novellistischem Versuch, «Die Freveltat» (vom 6. Juni 1836), löst die Welt keineswegs aus ihren Verankerungen, geschweige denn, dass er sie romantisch verflüchtigt. Im Gegenteil! Er macht sie sichtbar und gibt den Einzelheiten festumrissene Gestalt (zit. nach Ermatinger, I, 99): «Feuriger und feuriger färbt sich der Horizont, glühend durchschimmert er den lichten Fichtenwald, der den Berg bekränzt, aber jetzt steigt sie plötzlich herauf, in grosser, goldener Scheibe, majestätisch, die Königin des Tages. Ihr erster Strahl leuchtet hinüber zu Theobalds heiliger Wohnung und beglänzt sein silbernes Schilfdach, und erwärmt das freundliche Gärtchen, reich an bunten Blumen und heilsamen Kräutern.» Die Gloriole verschwebt nicht im unendlichen Raum, sondern sie senkt sich liebevoll auf die kleine Welt und lässt sie in ihrem Lichte erglänzen. Das mythische Licht der Frühe verleiht dem klar umzirkten Diesseits Gegenwart.

Ähnlich in jener ersten grossen Landschaftsbeschreibung vom Frühjahr 1837, «Eine Nacht auf dem Uto», wo der lichtspendende Weltengott dem jungen Träumer noch persönlich erscheint und ihn in verzücktem Schauer «in das Sternengewirre» hinaufblicken lässt. Aber wieder wird

die Sprache aus ihren jean-paulschen Schwibbögen heruntergeholt, und das bebende Entzücken, das sich im Unendlichen hat verströmen wollen, wandelt sich im Morgendämmer in den klaren goetheschen Blick, der im Einzelnen die Schönheit des Ganzen zu erkennen vermag (XX, 76): «Doch bald glühte das Morgenrot und warf die ersten Farbentöne in die Schöpfung; der Nebel schmolz, und in verjüngter, erfrischter, verherrlichter Kraft lachte die Natur mich an, als die Sonne heraufstieg und ihr Feuer über den goldenen See hinschoss. Da sandte ich die letzten sehnsüchtigen Blicke rings über die Täler (ich konnte beinahe nicht scheiden) und entstieg mit gefülltem Herzen dem Gipfel. Tau beglänzte meinen Weg, überall feierten die Wesen, jegliches Würmchen und jegliches Gräschen an der Quelle, den Morgen. Alle die Stellen, die ich im Abendscheine gesehen, die mich erfreut hatten, erschienen mir wieder im Morgenglanz, und bald durchwandelte ich die herrlichen Gefilde und genoss jede Schönheit einzeln, die ich im harmonischen Ganzen vom Berge aus bewundert hatte.»

Damit erwacht schon hier, was Keller im Goethe-Kapitel des «Grünen Heinrich» dann als «die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende» bezeichnet, eine Liebe, «welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet» und die höher steht «als das Geniessen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien» (V, 5). Seit 1837 verzichtet Keller auch als Maler auf die Darstellung alles Ausgefallenen, Phantastisch-Abenteuerlichen, und es entstehen unter Rudolf Meyers Anleitung die Blätter «Am Wolfbach», «An der Sihl», «An der Enge», die das im klassischen Sinne Gültige ernst nehmen. «Die Natur ist vernünftig und zuverlässig», sagt Römer zu Heinrich (XVIII, 27); und er lässt ihn seine lichtvollen Aquarelle kopieren, die wie Illustrationen zu Goethes «Italienischer Reise» anmuten.

Im «Grünen Heinrich» ist die Zeit der taumelnden Sonnenauf- und -untergänge endgültig vorbei. Klar steht das Licht über der diesseitigen Welt und lässt die Dinge aufblitzen und erglänzen wie unter den hellen Himmeln von Gessner, Haller und Brockes. Aber nicht nur das: sie beginnen auch von innen heraus zu leuchten, es kommt zu jenem Leuchten der Materie, das Hofmannsthal so bewundert hat und das in Goethes Sprache zum erstenmal verwirklicht ist in jenem «Wie herrlich leuchtet mir die Natur!» – ein Leuchten, das gleichermaßen aus den lachenden Fluren wie aus des Mädchens Auge dringt. Das göttliche Licht hat sich in die Welt eingelassen, es wird nicht nur reflektiert, sondern es durchwärmt

und durchstrahlt die ganze Natur, in der damit unmittelbar die göttliche Kraft zu spüren und zu sehen ist. Bei Keller scheinen das Licht auf der Welt und das Licht aus der Welt gleichzeitig da zu sein; sie ist «beleuchtetes Haus» und «leuchtende Materie».

Also wäre Keller auf der Stufe des «Grünen Heinrich» gleichzeitig Aufklärer und Pantheist? Mit einer solchen Feststellung wäre die Aussagekraft der Motive überfordert. Und sie wäre zudem verfälscht. Sicher hat Keller sein Landschaftsempfinden an Gessner und Goethe geklärt. Aber sein Satz «Gott strahlt von Weltlichkeit» (IV, 146) ist mit dem Hinweis auf Gessner und Goethe nur zum Teil gedeutet, nämlich im Hinblick auf sein poetisches Verfahren. Was hinter diesem Verfahren steckt, ist seit 1849 etwas ganz anderes. Kellers Pantheismus hat mit dem der Goethe-Zeit kaum etwas gemein. Es ist, könnte man sagen, ein Pantheismus ohne Metaphysik, so wie ihn Feuerbach herausgebildet hat. In seinen «Vorlesungen über das Wesen der Religion», die Keller im Winter 1848/49 in Heidelberg gehört hat, wiederholt Feuerbach seine These, «dass die Natur ein ursprüngliches, erstes und letztes Wesen ist, über das wir nicht hinausgehen können, ohne uns ins Gebiet der Phantasien und gegenstandlosen Speculation zu verlieren» (F. VIII, 104). Einen Pantheismus ohne Metaphysik kann es aber logischerweise nicht geben. Feuerbach verzichtet ja bewusst auf alle theologische und philosophische Spekulation. Er verzichtet auf einen Gott vor der Welt, in der Welt und nach der Welt und versteht unter Natur «den Inbegriff aller sinnlichen Kräfte, Dinge und Wesen, welche der Mensch als nicht menschliche von sich unterscheidet». Natur ist ihm «nicht wie dem Spinoza ein Gott, d.h. ein zugleich wieder übernatürliches, übersinnliches, abgezogenes, geheimes, einfältiges, sondern ein vielfältiges, populäres, wirkliches, mit allen Sinnen wahrnehmbares Wesen» (F. VIII, 113). Das hat mit Pantheismus nichts zu tun, es ist sensualistische Anthropologie.

Wir wissen aus den Briefen an Baumgartner und Dössekel, wie Keller auf Feuerbachs Vorlesungen reagiert hat. «Ich habe [...] noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur, er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und lässt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen», schreibt er im Januar 1849 an Baumgartner (Br. I, 275). Die Frage, ob die Welt «mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen» prosaischer, gemeiner werde, verneint er emphatisch (Br. I, 290): «Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und

intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewusstsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen.» Für die Kunst, folgert er (Br. I, 291), «ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken», und er glaubt, dass er auch «die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt» sei.

«Ohne alle Hinter- und Nebengedanken»: Das ist gegen den christlichen Gottes- und Jenseitsglauben gerichtet, von dem Keller befürchtet, er stelle die Wirklichkeit als vorläufig und vernachlässigenswert hin. Keller möchte seine ganze ungeteilte Liebe *dieser* Welt zuwenden, und er möchte es in vollkommener geistiger Freiheit tun, also in jener moralischen Selbstverantwortung, welche das Seiende so darstellt, wie es sein soll – mit jener Liebe eben, die nach Feuerbach mit der Vernunft identisch ist, nicht mit dem Glauben (F. VI, 309). Der Satz von der «hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt» (V, 5) erhält von hier aus einen neuen Akzent. Für Goethe konnten Glaube und Liebe zusammenfallen wie Gott und Natur; der Künstler hatte demnach die Aufgabe, die Göttlichkeit der Natur einsichtig zu machen. Für Keller fällt diese Aufgabe dahin. Er ersetzt die Kunstmetaphysik der Goethe-Zeit durch die Kunstmoral eines poetischen Realismus, der die Natur und den Menschen aus freien Stücken so heiligt, wie es Feuerbach in seiner «Schlussanwendung» zum «Wesen des Christentums» verlangt hat.

Erst aufgrund dieser «Schlussanwendung» hat Keller genauer begriffen, was es mit seiner Naturfrömmigkeit auf sich hatte. Kein Gott war über dieser Natur. Sie selbst war das Erste und Letzte. Weltlichkeit: das war Wald, Fels und Strom, das Kreisen der Insekten über dem Jasmin und den Gräbern, es war auch Menschlichkeit und Liebe. Liebe zum vergänglichen Leben, das aufblitzt, im Lichte tanzt und dann erlischt. Natur war aufzufassen als absoluter Lebensgrund, als Heimat der Seele, gleichzeitig aber auch als Antrieb und Ermunterung zu liebend-sittlichem Wirken.

III

Wir glauben das Bild des kleinen Gottesackers jetzt etwas besser zu verstehen. Noch besser werden wir seine Bedeutung erfassen, wenn wir es in den Zusammenhang des ganzen Romans stellen. «Die Sippschaft» ist das

Kapitel überschrieben, in dem es steht, und Heinrich ist auf dem Weg zur Grossmutter, die ihm – seltsam feierliches Wort – einen «Sendboten» geschickt hat. Wie eine Heilige steht sie vor ihm im Dämmer des Hauses, heisst ihn willkommen, geht zu dem Giessfasse, lässt sich das Wasser über die Hände strömen, setzt Wein und Brot auf den Tisch. Sie ist «Güte und Anstand, Duldung und Liebe» (III, 206). Der Grüne Heinrich blickt mit ähnlicher Ehrfurcht auf sie wie jener andere Heinrich im «Nachsommer» auf Risach, den Herrn des Rosenhauses. Was er erfährt, ohne sich dessen bewusst zu werden, lässt sich zum Teil wieder auf Kellers Heidelberger Einsichten zurückführen. In der «Schlussanwendung» schreibt Feuerbach (F. VI, 326): «Die Verhältnisse des Kindes zu den Eltern, des Gatten zum Gatten, des Bruders zum Bruder, des Freundes zum Freunde, überhaupt des Menschen zum Menschen, kurz die moralischen Verhältnisse sind an und für sich selbst wahrhaft religiöse Verhältnisse. Das Leben ist überhaupt in seinen wesentlichen Verhältnissen durchaus göttlicher Natur.» *Homo homini Deus*. Halb und halb scheint Heinrich auch schon «die religiöse Bedeutung des Genusses von Brot und Wein» zu erfassen, die nur dem ganz aufgehen kann, der in der Armut gelebt hat. «O wenn Du je solchen Mangel, solches Unglück erlebtest», beschliesst Feuerbach sein Hauptwerk (F. VI, 335), «wie würdest Du segnen und preisen die natürliche Qualität des Brotes und Weines, die Dir wieder Deine Menschheit, Deinen Verstand gegeben! So braucht man nur den gewöhnlichen gemeinen Lauf der Dinge zu unterbrechen, um dem Gemeinen ungemene Bedeutung, dem Leben als solchem überhaupt religiöse Bedeutung abzugewinnen. Heilig sei uns darum das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Wasser! Amen.» Wasser, Brot und Wein sind für Feuerbach Zeichen des ohne alle Neben- und Hintergedanken in Liebe geteilten Mahls.

Heinrich, das sagt der Roman, muss durch die Armut hindurch, um solches zu erfahren. Erst in der Fremde erkennt er, was Heimat ihm sein könnte. An der Lichtwelt des kleinen Gottesackers geht er, «halb einfach ländlich, halb komödiantisch» herausgeputzt (III, 205) vorbei. Erst in der Fremde wird das Bild wieder in ihm wach werden, in seinen «Heimats träumen», vor allem in jenem einen, in dem er schwebend durch den grossen Wald geht, unter sich auf dem Waldboden die spielenden Lichter, über sich, am flimmernden Himmel, die herumschwärmenden Vögel, in der Schlucht ganz hinten die Mutter, eisgrau, in braunem Einsiedlerkleide am Spinnrad. Das ist Heimats Sehnsucht, Heimatmysterium, und es verwundert uns nicht, dass wieder die gleichen Motive auftreten wie im Bild

vom Gottesacker: der dunkle Grund, das Licht, der Kreis, das Gewebe (VI, 120):

[...] es war schön hinabzuschauen auf den Waldgrund, da er ganz aus grünem Moose bestand, das in tiefer Dunkelheit lag. Auf dem Moose wuchsen viele einzelne sternförmige Blumen auf schwankem Stengel, und sie wendeten sich immer nach dem oben gehenden Beschauer; bei jeder Blume stand ein kleines Erdmännchen oder Moosweiblein, das mittelst eines in goldenem Laternchen strahlenden Karfunkels die Blume beleuchtete, dass sie aus der Tiefe herauf schimmerte wie ein blauer oder roter Stern, und indem sich diese Blumengestirne, welche oft in schönen Bildern zusammenstanden, langsamer oder schneller drehten, gingen die winzigen Leuchten mit ihren Laternchen um sie herum und lenkten sorgfältig den Lichtstrahl auf die Kelche. So sah sich das kreisende Leuchten in der Tiefe von dem hohen Balken- oder Bretterwege wie ein unterirdischer Sternhimmel an, nur dass er grün war und die Sterne in allen Farben strahlten.

Mit Heimat ist hier die Natur gemeint, nicht irgendein Vaterland. Keller hat, das zeigen die Vorarbeiten, das Lichterweben im Schlossgarten zu Heidelberg gesehen (XIX, 346; vgl. XVII, 275):

Der Weg verlor sich in einen grünen Buchenschatten, die Äste breiteten sich hoch über den Weg und in der Luft schwebten darunter eine Menge weisser leuchtender Punkte, welche sich langsam abwechselnd auf und nieder bewegten. Es waren kleine weisse Würmchen, welche jedes an einem feinen, fast unsichtbaren Faden hing und die sich daran niederliessen und wieder hinauf zogen, dabei von den Sonnenstrahlen bestreift wurden und so das Schauspiel eines artigen Tanzes gaben. Heidelberg Schlossgarten

Die grosse Menge derselben bildete ein zierliches, wunderbares und lebendiges Gewebe, da und dort sah man einen Faden flüchtig in der Sonne mit Regenbogenfarben spielen und dann wieder verschwinden.

Erst auf dem Heimweg zu sich selbst erfährt Heinrich, was es mit dem Tanz im Lichte auf sich hat. Erst jetzt erahnt er, dass sein Leben eine Irrfahrt um das Licht gewesen ist, um jenes Licht, das auf dem Gottesacker leuchtet und in seinem Heimattraum wieder aufscheint. Mit Odysseus wird er denn auch verglichen, Dortchen mit Nausikaa. Sie macht ihm endgültig bewusst, was ihm bei der Betrachtung von Goethes Dichtung klar geworden ist (V, 5f.): «Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muss es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn.» Dass er am Gottesacker vorbeigegangen ist, erscheint Heinrich im Rückblick nun als «Umgehung der guten Natur» (V, 176). Der Ausdruck fällt im Kapitel «Die Maler», wo Keller davon spricht, dass der Künstler nicht eine fingierte, künstliche, allegorische Welt aus seiner Erfindungskraft herausspinnen solle – damit nehme er die Natur nicht ernst, und das

eigenherrliche Verhalten der Romantiker und Allegoristen sei im Grunde nur «Trägheit gegenüber derjenigen Tätigkeit, welche nichts anderes ist als das notwendige und menschliche Wachstum der Dinge».

Die «unverwüstliche Pietät für die Natur» (XVI, 44), die Keller dem Grünen Heinrich einmal zuspricht, bewährt sich erst da, wo dieses notwendige und gesetzliche Wachstum der Dinge beachtet wird. Es ist Goethes Einsicht in das langsame Werden alles Natürlichen, von Stifter das «sanfte Gesetz» genannt, die sich im Leben so vieler Kellerscher Gestalten bewahrheiten wird. Der Schulmeister in den «Missbrauchten Liebesbriefen» zieht sich nach seinen unüberlegt-phantastischen Verfehlungen in das einsame Rebhäuschen zurück, um dort zur Klarheit über sich selbst zu kommen. Wenzel und Nettchen entwinden sich in dem langen Gespräch auf dem Bauernhof ihren lügenhaften Verstrickungen, Justus und Jukunde finden sich nach ihrer Verwirrung auf dem Hof der Ehgaumer wieder. Sie alle erleben die Heilkraft der Natur, werden wesentliche Menschen, indem sie sich der Wahrheit der Naturgesetze sittlich verpflichten. Das gleiche tut nach ihren kindlichen Verirrungen auch Lux im «Sinngedicht»; Reinhard findet sie, das goldgewobene Tor durchstossend, im heiligen Bezirk ihres Gartens, den sie hegt und pflegt, dessen Gesetze sie kennt wie die Gesetze am Grunde jener Biographien, die in ihrer Bibliothek versammelt stehen.

Auch Heinrich wird durch die Natur geheilt, als ihm in seinem Heimattraum die Kraft dessen aufgeht, was in fortwährender energischer Bewegung in sich selber ruht. Dortchens Worte machen ihm vollends klar, was er als jugendlicher Phantast versäumt hat, als er am blühenden Kirchhof vorbeiging. Aber der Kirchhof und das Bild der Grossmutter, die das Wasser strömen lässt und Wein und Brot aufstellt, sind in seiner Erinnerung lebendig geblieben. Zu dieser Landschaft und zu dieser Sippe kehrt er zurück, um sich selbst zu gewinnen. Wie ihm dabei in der zweiten Fassung des Romans Judith im einsamen Tal der Heimatgegend noch einmal erscheint, ist es, wie wenn die Natur sich personifizierte. Vor einem Felsband von grauer Nagelfluh sieht er ihre Gestalt «hingleiten oder schweben, und da die Halde von der Abendsonne beleuchtet war, so sah man gleichzeitig auch den Schatten der Gestalt an der Wand mitgleiten [...]; es sah aus, als ob der Geist des Berges aus dem Gestein herausgetreten wäre, um im Abendscheine auf und abzuwandeln» (VI, 310). Wie Judith schliesslich vor ihm steht, da leuchtet «aus den Augen noch immer die Treuherzigkeit eines Naturkindes» (VI, 312). Mit einer Pomona hatte er sie einst verglichen. Jetzt sitzt er mit ihr am Tisch Gottes, an der alten

Kultus- und Dingstätte, zwischen zwei uralten Eichen, und sagt ihr, wie Wilhelm, Wenzel, Justus es in ähnlicher Lage getan haben, die Wahrheit über sich selbst. Wieder wirkt die Natur kathartisch, und wenn Heinrich in den folgenden Jahren in Zweifel und Zwiespalt gerät, dann braucht er nur Judiths Stimme zu hören, «um die Stimme der Natur selbst zu vernehmen» (VI, 324). Diese Stimme bedeutet ihm den natürlich bergenden Grund, sie bedeutet ihm auch die verpflichtende Forderung der Sittlichkeit.

Was sich in diesem Romanschluss und in Kellers Werken allgemein verwirklicht, ist Kunst als Moral, nicht zum Zwecke der Moral. Abgeleitet ist solche Kunst aus der Achtung vor dem «notwendigen und gesetzlichen Wachstum der Dinge» (V, 176), aus dem Gesetz der langsamen Entwicklung, des geregelten Ablaufs. Getragen ist sie vom Glauben an die unverwüstliche Regenerationskraft der Natur, die mit ihrem langen Atem, ihrer Geduld und Zähigkeit immer der ursprünglich in ihr liegenden Schönheit so nahe wie möglich zu kommen sucht und sie in einzelnen vorübergehenden Glücksfällen wohl auch zum Erscheinen bringen kann.

Nicht immer vermag sich das Licht in seiner ganzen Kraft zu entfalten. Der Morgenglanz über Heinrichs Jugend verblasst am Schluss des Romans zum kühlen Abendschein. Alter und Zeitalter mögen gleichermaßen zu diesem Verblässen beigetragen haben. Beide sind dem jugendlichen Glauben an die strahlende Weltlichkeit Gottes nicht mehr gewachsen. Nur in der Erinnerung vermag der Dichter jene Welt im Licht noch zu beschwören, die einst in natürlicher Kraft und Sicherheit vor seinem Auge stand. Aber alles zäh-beherrliche Raisonement der Sorge kann ihn nicht daran hindern, der erkalteten Materie und dem erlöschenden Blick ihre warme Helle zurückzugeben, wenn die Kraft erinnerter Liebe in ihm lebendig wird. Dann lässt er seine Landschaften und Menschen nochmals im morgendlichen Glanz oder im «Goldschein» der Abendsonne (XII, 307) aufleuchten. So wandeln Künsgolt und Dietegen «wie ein Bild aus alter Märchenzeit» im «glühenden Abendrot berghinunter» (VIII, 236). Vreni und Sali sind im Rausch ihrer Blütezeit von den «goldenen Ähren» des Kornfelds umkränzt (VII, 135). Salomon Landolt und seine Frauen erscheinen «freudefromm» vor dem «milden Goldscheine» des alles überflorenden Abendrots (IX, 276). Klar umrissen wie Scherenschnitte heben sich im «Fähnlein» die Schatten Karls und Hermines von dem «flüssigen Silber» des Sees ab (X, 10), und ebenso neigen sich Fides und Hadlaub im Rahmen des Burgfensters einander zu, «so dass ihre Häupter auf dem Goldgrunde des Abendhimmels

schwebten, freilich so nah beisammen, dass auf der inneren Seite kaum zwischen den Hälsen etwas von dem Golde durchschien» (IX, 122).

«Auf Goldgrund» gedachte Keller anfänglich seine sieben Legenden zu betiteln. Die Anspielung ist klar genug: Verschmitzt-ketzerisch wollte er den Goldschein alter Heiligenbilder borgen, um seine Menschen zu heiligen und das Irdische im Licht des Überirdischen erstrahlen zu lassen. Vischer riet ihm davon ab, da es, wie Keller selber befürchtet hatte, als heinesche oder voltairesche Blasphemie aufgefasst werden könnte, wo es doch nicht um zerstörende, sondern um versöhnende Ironie gehe, «eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat» (18. Oktober 1871 an Keller). Was sich im Titel zu schroff ausnehmen mochte, hat Keller innerhalb seiner Erzählungen immer wieder gewagt. Wie er Anna mit der heiligen Cäcilie vergleicht, Dortchen mit der heiligen Elisabeth, Marie Salander mit der «Marienfrau» (XII, 248), so hat er seine Menschen jedesmal, wenn sie den Höhepunkt ihrer Schönheit und ihres Wirkens erreichen, in überirdischer Glorie erscheinen lassen, um ihr diesseitig-vergängliches Leben zu verklären. Damit gewinnt das Licht, das er als junger Träumer verehrte und auf das Irdische herunterzog, das er als zarte Helle bei Gessner und als warme Glut bei Goethe wirken sah, noch eine neue Qualität: Die heilige Farbe mittelalterlich-frommer Bilder soll der Natur und dem schönen Menschen als Glorienschein dienen. Das trägt sich, fast überdeutlich, in jenem schönen Augenblick zu, da *Figura Leu* das geschliffene Glas mit dem bernsteinfarbigen Wein erhebt und «ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen, den Purpur des Mundes und die Steine am Halsbande einen Augenblick beglänzte», so dass sie steht «wie in einer Glorie [...], einem Engel des Himmels gleich, der ein Mysterium feiert» (IX, 194).

Am überzeugendsten wirken Kellers Menschen und Landschaften dort, wo sie von natürlichem Licht verklärt sind, dann etwa, wenn Jukundus mit «freudeheller» Stimme sein Lied in den Morgen singt, während der See glänzt und die Fahnen spitze funkelt (VIII, 304), wenn die ganze Schützengemeinde versammelt ist, «das Gold der Nachmittagssonne» den Festbau durchweht, Schalen und Hörner in Gold und Silber leuchten und schliesslich des Jukundi schönes Lachen auf Justines Gesicht seinen Widerschein findet. Hier bricht das Licht der Freude aus den Menschen selbst, wie es Reinhard an Lux erfährt, von der schon der Name sagt, sie sei nicht «nur vom Abglanz der Abendsonne, sondern auch von einem hellen innern Lichte» erleuchtet (XI, 28). Da ist,

in den spätesten Erzählungen, beides noch gegenwärtig, was zur Zeit des «Grünen Heinrich» Kellers poetischer Glaube und seine moralische Verpflichtung war: die Goethe-Erfahrung, dass der Mensch, so er nur ganz Mensch sei, sich seines Daseins erfreuen dürfe, und die Feuerbachsches Forderung, dass der Mensch dem Menschen ein Gott sein solle. In «Therese», dem Dramenfragment aus jener Zeit, versucht Richard das Gefühl dieses freudefrommen Daseins mit den Worten auszusprechen (XX, 128): «Ich habe nie eine schönere Pfingstnacht erlebt. Keine Spur von dem herkömmlichen nächtlichen Pfingstgewitter unserer Poeten; nicht im gewaltsamen Rollen des Donners, nicht in abgerissenen Zuckungen der Blitze kommt der heilige Geist über die Welt: nein, klar und gleichmässig wallt er von Stern zu Stern, die Nacht ist überall still und heiter von innen heraus, gleich einem grossen Diamant. Und sanft verbreitet sich das feine Licht durch alle Geschöpfe; es ist mir, als ob mir das Herz im Leibe leuchte und schimmere.» Naturvernunft und Naturmystik fallen hier auf die für Keller so bezeichnende Weise in eins zusammen. Was die Sinne erhellt und gleichzeitig das Gefühl erschauern lässt, ist das, was als Gesetz und Geheimnis von Anfang über der Welt war: das Licht des Ursprungs.

Es gälte nun genauer zu überprüfen, unter welchen Bedingungen dieses Licht in Kellers Werk seine Wirkenskraft zu verlieren droht. Es geschieht immer dann, wenn die Sorge den Blick umdüstert und, was in Liebe vereint war, auseinanderbricht. Das Licht ist ja, Kellers Kunstmoral entsprechend, kein bloss ästhetisches Phänomen, sondern auch ein ethisches; es leuchtet dort auf, wo der Mensch erreicht hat, was Keller als Höchstes von ihm erwarten zu dürfen glaubt: ein freies und unbescholtenes Verhältnis zur Natur (V, 6), zum Mitmenschen, zur Gemeinschaft. Die Erinnerung an das Goldene Zeitalter soll dabei nicht zu melancholischem Schwelgen in vergangenem Traumbesitz führen. Sie kann nur dem zum «Schutzbrief [...] für alle Zukunft» (XVII, 273) werden, der aus ihr die Verpflichtung ableitet, mit aller Energie das zu leisten, was unter den Bedingungen der Zeit geleistet werden kann. Diese Leistung wird um so grösser, als Keller auf jeden metaphysischen Rückhalt verzichtet und lediglich auf den wesentlichen Menschen vertraut. Wo christlicher Glaube und idealistische Gewissheit fehlen, ist der Mensch in den Stand der Armut getreten. Diese Armut kann dann zum Reichtum werden, wenn sie, wie Feuerbach es zu fordern nicht müde wurde, zur Liebe führt.

Eine besondere Aktualität erhielt von hier aus Kellers Spätwerk. Es nimmt die Schatten, die über unserer Zeit liegen, in vielem voraus. Die Bilder vom Zerfall des Waldes und der Gemeinschaft weisen auf die rück-

sichtslose Ausbeutung der Natur und auf die damit sich anbahnende Zerstörung der einfachsten Voraussetzungen des Lebens hin, aber auch auf die zunehmende Vereinsamung des Menschen, der im Kampf der Interessen psychisch und physisch untergeht. Dass Keller den Anzeichen solcher Zerstörung begegnete, indem er wortkarg und zäh an den Bildern des alten Wahren festhielt, mag heute vielen als hoffnungsloses und unzeitgemäßes Unterfangen erscheinen. Insbesondere stellt sich unserer Generation die Frage, ob denn Besinnung auf das Vergangene nicht nur Rückgriff und schöne Haltung sei, ob man sich wirklich aus der Tradition jene Freiheit holen könne, die den gebannten Blick weitet, die Verkrampftheit löst und die Zwänge der Gegenwart aufhebt. Versuchsweise sind wir beim Stellen dieser Frage nicht von Kellers Verstörungen ausgegangen, sondern von dem, was für ihn Bestand hatte, auch wenn es immer wieder umschattet und verschüttet zu werden drohte – von der Welt im Licht.

PRÄSIDENTIALANSPRACHE AM HERBSTBOTT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

18. Oktober 1970 im Rathaus Zürich

Das Jubiläumsjahr 1969 und seine Gottfried Keller-Feiern bewiesen uns, dass der Dichter nicht zur erledigten Literaturhistorie gehört. Das Volksfest in Glattfelden wie der starke Besuch unserer Ausstellung im Muralentgut zeigten ihn als lebendigen Besitz, woran man hängt, weil er im Lande verwurzelt ist. Weit mehr noch als in seiner ästhetischen Bedeutung erwuchs er im Menschlichen und Politischen zu einer erstaunlichen Aktualität.

Dabei trat sein künstlerisch brüchigstes, aber persönlich unmittelbarstes Werk, der «Martin Salander», stärker ins Blickfeld. Schon Kellers erster Biograph, Jakob Baechtold, erkannte die Zukunftsträchtigkeit dieses Romans. Er nannte ihn «das grosse Vermächtnis des Dichters für die Heimat» und sagt schliesslich rundweg: «Für Martin Salander muss die Zeit erst kommen ... Die Zukunft gehört ihm, und dann kann er das goldene Buch des Republikaners werden.»

Ich glaube, diese Zeit *ist* jetzt gekommen. Ich staune immer wieder über die Gleichläufigkeit dessen, was in unsern Tagen sich ereignet, mit dem, was Gottfried Keller im «Salander» bewegte. Für diesen bildet die rauschhafte Prosperität der Gründerjahre den Hintergrund, mit ihrer «Erkrankung des öffentlichen Geistes» (wie es in Kellers Adresse an Prof. E. Hitzig vom Dezember 1878 heisst) und dem Strebertum, das sich mit idealistischen Schlagworten verbrämt – erinnern Sie sich nur daran, dass der Gauner Louis Wohlwend vorgibt, «den Gottesstaat der Neuzeit zu errichten». Ähnlich verspüren wir heute die auflösenden Begleiterscheinungen einer langen Hochkonjunktur.

Wie unsere akademische Jugend vom Unbehagen in der Wohlstandsgesellschaft in eine ziellose Unruhe getrieben wird, so nagelt Arnold Salander die «moderne Unart der Jugend» fest, «die schon in der Schule sich mit dem Vorsatz zusammentut, alles anders zu machen, als die kaum 40- oder 50jährigen Alten, ohne zu wissen, was es sein werde ...»

Selbst die Fremdarbeiterfrage wird vorweggenommen, wenn Marie Salander in einem sarkastischen Ausfall gegen die umfassenden Schulpläne ihres Mannes nur eines vermisst: «... den schrecklichen Kriegszug, welchen die Schweizer nach Asien oder Afrika werden unternehmen

müssen, um ein Heer von Arbeitssklaven oder besser ein Land zu erobern, das sie liefert», weil ja niemand mehr die Feldarbeit verrichte, wenn jeder Jüngling bis zum 20. Jahr zur Schule gehe und dann alles verstehe, «nur nicht zu arbeiten» (Kap. XIII).

Ich könnte lange fortfahren, Parallelen zu ziehen – es sei mit diesen dreien genug.

Gottfried Keller wollte sich, wie er am Ostersonntag 1883 zu Jakob Baechtold sagte, im Salander «einmal gründlich ausreden». Vier Jahre später, Anfang August 1887, schreibt er an Ida Freiligrath über sein – wie er sagt – «trockenes Predigtbuch»: «In meinem Lande ist es wohl verstanden und unter grossem Gebrumm gelesen worden ... So geht es, wenn man tendenziös und lehrhaft sein will ... »

Und trotzdem drängte sich ihm diese Rolle des Warners und Mahners immer wieder auf, sei es im derben Spruch aus dem Fragment, das Jakob Baechtold als «vaterländischen Schwank» bezeichnet:

«Heut ficht man mit dem grossen Maul,
Innerlich aber ist alles faul»

sei's in der Schilderung des Politikers im «Wahltag», der eine Million Projektchen gemacht hat, «Dinge, ... aus denen zwar nie etwas wurde, die er aber in hundert Versammlungen und Vereinen besprach», wobei er die «Reklame wie ein Künstler» handhabt.

In solchen Stellen bricht unverhüllt aus, was ein Zettel in den Materialien zum Salander festhält: die «Enttäuschungen des republikanischen Patriotismus». Sie zersprengt dem einst hochgemuten Sänger von des «Vaterlandes Saus und Brause» fast das Herz.

Er plant, sich «anlässlich des Festschwindels» als «büssenden Besinger und Förderer solchen Lebens» darzustellen, als «alternden Mann, der ... seine Lieder bereut». Der Künstler fühlt freilich, wie all das zu wenig gelöst ist, er bezichtigt sich mehrfach «zu grosser Aktualität», die als Pamphlet wirken könnte (an Heyse, 1. Juni 1882), er nennt den Roman «schwachbeinig», «verunglückt».

Er leidet darunter, dass er sich mit ihm «in die Reihe der auf allen Punkten auftauchenden Verfallspoeten und Sittenrichter stelle, und so ein der Mode nachlaufender Skribent zu sein scheine» (an Rodenberg, 5./7. August 1886). Denn in der ursprünglichen Absicht lag ja etwas ganz anderes: eine Notiz aus den Vorarbeiten spricht es aus: «Die Corruption, [der] sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fähig, wie das körperliche des Volks, durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche

Polizei, Ausruhen; es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben.»

Muss uns solche Seelennot Gottfried Kellers nicht ans Herz greifen, heute mehr als je, wo für alle Klarblickenden Existenzgrundlagen der Schweiz, wie die Rechtsstaatlichkeit, die Gewaltentrennung, in Frage gestellt scheinen, Prinzipien, auf denen allein die Daseinsberechtigung eines Kleinstaates beruht.

Wie Gottfried Keller über diese Fragen dachte, kann man seinen Aufrufen für die Polenhilfe von 1863 entnehmen. Da wendet er sich gegen die «barbarisch-tyrannischen Zustände» in der zaristischen Rache für den ausgebrochenen Widerstand, hier bekennt er sich zum Glauben, «dass die Schweizer ... über die ersten Grundlagen eines Lebens, das sich der Mühe lohnen soll, einig sind». Die Polen täten recht daran, «ihre unsterbliche Aufopferungskraft abermals bis auf den letzten Mann zu verwenden und damit ... für die Freiheit der Welt, für das höchste Gut aller Völker zu streiten ... in der uns allen gemeinsamen Sache europäischen Rechtes und europäischer Gesittung». Der Gedankengang gipfelt in den Worten: «Überdies verteidigt die Schweiz, indem sie ihre Stimme gegen den ungestraften Missbrauch der Gewalt mit erhebt, ihre eigene Freiheit und Unabhängigkeit, welche ... nur durch die Achtung vor dem Rechte gewährleistet werden.»

Wie nahe stimmt dieser Einsatz für Freiheit und Recht mit den Problemen überein, vor die uns selber die Ereignisse der letzten Jahre stellen!

Möchte die Erinnerung an diesen unliterarischen Gottfried Keller, den Menschen, den Bürger, den Schweizer immer weiteren Schichten Wesensgrund und Rückhalt in den Krisen der Zeit sein, er, dem damals der Bundesrat zum 70. Geburtstag mit Worten Josef Viktor Widmanns nachrühmte, dass aus seinen Werken «auch spätere Generationen unseres Volkes nur die besten gesundesten Anregungen schöpfen können».

Doch nun mag diese Feierstunde neben dem Manne, der uns in seiner Epoche vorlebte, was wir in der unsern zu bewältigen haben, und der die Wirklichkeit mit unerbittlicher Klarheit sah, dem *Dichter* gelten, der die «Welt im Licht» schaut.

Dr. Paul Scherrer-Bylund

Neununddreissigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1970

Das bewegte Jubiläumsjahr 1969 wirkte noch weit in das Geschäftsjahr 1970 hinein nach. Denn zahlreiche über der aussergewöhnlichen Beanspruchung zurückgestellte Arbeiten mussten nun nachgeholt werden.

Wegen der Gottfried Keller-Feierlichkeiten im Frühjahr liessen wir 1969 das Herbstbott ausfallen. Die üblicherweise mit ihm verbundene Generalversammlung musste auf das Geschäftsjahr 1970 verschoben werden und konnte in der schlichten Form einer 38. Geschäftssitzung erst am 6. Juni im Lesesaal der Handschriften-Abteilung der Zürcher Zentralbibliothek stattfinden.

In ihr wurde dem Rücktrittsgesuch des Quästors, Herrn Verwaltungsratspräsident Felix W. Schulthess, entsprochen. Er hatte seit 1958 das Rechnungswesen der Gesellschaft in musterhafter Weise geleitet. Seine wertvollen Dienste rundete er zuletzt dadurch ab, dass er unserer Vereinigung in der Person von Generaldirektor Dr. Oswald Aepli einen Nachfolger gewann, in dessen Händen die Rechnungsführung ebenso sicher aufgehoben sein wird wie bei Präsident Schulthess. Die Generalversammlung wählte den nominierten Quästor einstimmig.

Am 18. Oktober wurde das 39. Herbstbott für 1970 im gewohnten Rahmen abgehalten. Den Festvortrag im Rathaus Zürich, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit», hielt Prof. Dr. Hans Wysling. Dem Dank für die feinnervigen Ausführungen fügte der Vorsitzende die Mitteilung an, dass dieses Jahr die sonst jeweils für die Mitglieder nachmittags geöffnete Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek wegen Umbauarbeiten nicht zugänglich sei. Doch werde im Erdgeschoss des Predigerchors ein erweiterter Ausstellungssaal vorbereitet, der dem Terminplan nach im Jahr 1971 fertiggestellt sein solle. In ihm finde Gottfried Keller im Zusammenhang einer «Ehrenhalle des Zürcher Geisteslebens vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts» wieder seine Stätte.

Um den Ausfall der Gottfried Keller-Ausstellung zu decken, waren im Vorraum zum Rathausaal in einer Vitrine Neuerwerbungen der Zentralbibliothek ausgestellt, darunter als wichtigstes Stück das Notizbuch Jakob Baechtolds, des ersten Keller-Biographen, das den Titel trägt: «Persönliche Erinnerungen an Gottfried Keller». Es enthält 104 eng beschriebene Seiten. Nach dem Wunsch der Donatorin, Frau Gertrud Staehelin-Baechtold, den die Zentralbibliothek zu achten hat, soll es vorderhand der Öffentlichkeit nicht zugänglich sein. Später wird es eine biographische Quelle erster Ordnung bilden.

Schliesslich verdiente Herr Rolf Pfenninger besonderen Dank dafür, dass er die Herstellung von Bronzeabgüssen eines grossen Profilreliefs mit dem Bildnis Gottfried Kellers, von Conrad Bühler nach der Natur geschaffen, in die Wege geleitet hat. Eine bronzierte Gipsausfertigung hatte er schon 1969 unserer Gesellschaft überlassen, die das wichtige ikonographische Dokument auf der Zentralbibliothek deponierte. Ein zweites Exemplar schenkte er der Heimatgemeinde des Dichters, Glattfelden. Auf Herrn Pfenningers Initiative übernahm nun der Regierungsrat von Zürich die Kosten für die Herstellung des Bronzeabgusses, womit der Stand Zürich dem Porträt seines einstigen Staatsschreibers Dauer sicherte. Es wird im Schulhaus Glattfelden den heranwachsenden Generationen ständig vor Augen sein als Erinnerung an einen Grossen, der aus dieser ländlichen Gemeinde stammte. Der Vorstand der Gesellschaft ist Herrn Rolf Pfenninger dafür verpflichtet, dass er dem Dichter nun zu dem monumentum aere perennius, das sich dieser mit seinem Werk selber errichtet hat, auch zu einem Bildnis in Erz verhalf.

Im geschäftlichen Teil des Herbstbottes begrüßte der Präsident Herrn Prof. Dr. Hans Zeller aus Fribourg, den Herausgeber der Gedichtbände von C. F. Meyers Werken. Dieser stellte seine Mitarbeiterin Fräulein Dr. Gerlinde Bretzigeimer vor, die er zu rascherer Förderung seines Anteils an der Ausgabe beigezogen hat. Sie ist seit dem 1. Juli 1970 an der Arbeit und leistet diese in der Zentralbibliothek Zürich.

Den anderen Herausgeber der C. F. Meyer-Ausgabe, Herrn Prof. Dr. Alfred Zäch, durfte der Vorsitzende zur grossen Leistung der Vollendung des vor wenigen Wochen erschienenen 8. Bandes der historisch-kritischen Ausgabe, enthaltend «Huttens letzte Tage», warm beglückwünschen. Der mit hervorragender Präzision bearbeitete und mit aufschlussreichen Facsimilia bereicherte Band ist der stattlichste aller bisher in der Ausgabe erschienenen, von beinahe oder mehr als dem doppelten Umfang der früheren (775 Seiten). Die schwierigen Textverhältnisse, die darzustellen waren, bieten tiefe Einblicke in Arbeitsweise und Ringen des Dichters um die gültige Form.

Im weiteren Verlauf der Geschäftssitzung wurden das Protokoll der Generalversammlung, der Jahresbericht, die Jahresabrechnung und der Rechnungsrevisorenbericht diskussionslos genehmigt und verdankt.

Sodann war der Vorstand auf eine neue Amtsdauer von drei Jahren zu wählen. Die Generalversammlung bestätigte den bisherigen Präsidenten in Einzelwahl und die übrigen Vorstandsmitglieder in globo in von den Anwesenden gutgeheissener offener Stimmabgabe.

Herr Dr. Hanno Helbling, der in den Jahren 1959–1967 die nicht geringe Arbeit des Aktuars versah, wünschte aus dem Vorstand zurückzutreten. Der Vorsitzende verdankte ihm seine mannigfachen Dienste zum Wohle der Gesellschaft und würdigte das schöne Verhältnis, in dem Aktuar und Präsident zusammen ein echtes Duumvirat bilden, das sich brüderlich in die Arbeit teilt.

Da die Statuten mindestens 7 Vorstandsmitglieder vorschreiben, mit Dr. Helbling zusammen aber bisher 8 amtierten, bestand keine Notwendigkeit, die Vakanz sofort zu besetzen. Die Versammlung schloss sich dem Hinweis des Präsidenten an, dass mit einer Ersatzwahl bis zur Neubesetzung der Direktorenstelle in der Zentralbibliothek zugewartet werden könne. Denn die Querverbindung zwischen der Zentralbibliothek, der Verwalterin des Nachlasses von Gottfried Keller, und dem Vorstand der Keller-Gesellschaft sei nicht nur lange Tradition, sondern auch sehr zweckmässig, wie insbesondere das Jubiläumsjahr bewiesen habe.

Auch die Rechnungsrevisoren wurden in ihrer Funktion bestätigt.

Zum Traktandum «Allfälliges» teilte der Präsident mit, die Stiftung «Pro Helvetia» habe darauf verwiesen, der «Grüne Heinrich» sei nun auch in einer rumänischen Übersetzung erschienen; um deren Beschaffung bemühte sich die Zentralbibliothek sofort.

Auch die erfreuliche Tatsache, dass sich seit einiger Zeit die Beitritte amerikanischer Universitätsbibliotheken zur Gesellschaft mehren, war erwähnenswert. Sie belegt die auch sonst feststellbare Belebung des Interesses an Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer im angelsächsischen Kulturkreis.

Die laufenden Geschäfte behandelte der Vorstand in zwei Sitzungen am 19. Juni und 4. Dezember.

Finanzielles

Die Jahresrechnung über 1970 zeigt im Auszug nach dem Bericht des Quästors ein verhältnismässig günstiges Bild:

Vermögen am 1. Januar 1970	Fr. 3222.03
+ Einnahmen 1970	Fr. 5647.72
— Ausgaben 1970	Fr. 4491.90
Vermögenszunahme	Fr. 1155.82
Vermögen am 31. Dezember 1970	Fr. 4377.85

Dazu erläutert der Quästor:
Der Mitgliederbestand am Ende des Berichtsjahres beläuft sich auf 259 Mitglieder, gegenüber 264 Mitgliedern im Vorjahr. 12 Eintritten stehen 17 Austritte gegenüber, wovon 10 infolge Ablebens.

Wie im Vorjahr hatten sämtliche Mitglieder nur noch den Grundjahresbeitrag von Fr. 13.– bzw. Fr. 50.– für juristische Personen zu entrichten. Die Mitgliederbeiträge (inkl. freiwillige Beiträge) für das Jahr 1970 belaufen sich auf Fr. 4026.82 gegenüber Fr. 3939.63 im Vorjahr. Per 31. Dezember 1970 waren 20 Beiträge ausstehend, doch wurden diese inzwischen teilweise beglichen.

Von Stadt und Kanton Zürich sind wie bisher Subventionen von je Fr. 400.–, total also Fr. 800.– geleistet worden.

Auf dem Sparheft der Schweizerischen Bodenkredit-Anstalt resultierte pro 1970 ein Bruttozins von Fr. 505.40.

Das im Herbst durchgeführte Jahresbott erforderte, nach Abzug der Einnahmen für Eintritte und Garderobe, Nettoausgaben von Fr. 2327.70.

Für die verschobene Generalversammlung 1969 wurden in der Vorjahresrechnung Fr. 1800.– zurückgestellt. Tatsächlich beliefen sich diese Kosten nur auf Fr. 1542.–. Die Differenz von Fr. 258.– wurde der Jahresrechnung 1970 gutgeschrieben.

Die Ausgaben für Verwaltung, Büromaterial, Drucksachen und Allgemeines belaufen sich auf Fr. 2088.45 gegenüber Fr. 1257.90 im Vorjahr. Die Erhöhung um rund 800 Franken ist zur Hauptsache auf eine erstmalige Entschädigung zurückzuführen, die unseren Mitarbeiterinnen für die in verdankenswerter Weise geleistete erhebliche Arbeit ausgerichtet worden ist.

Die Lieferung des 8. Bandes der C.F. Meyer-Ausgabe verursachte Ausgaben in Höhe von Fr. 3618.25. Davon wurde ein Betrag von Fr. 3600.– der Gesamtrückstellung für Bücher in Höhe von Fr. 13000.– entnommen, so dass nur Fr. 18.25 die diesjährige Jahresrechnung belasten. Die verbleibende Rückstellung von Fr. 9400.– dürfte einstweilen zur Deckung der noch nicht gelieferten, von den Mitgliedern aber schon bezahlten 5 Buchbände ausreichen. Im Gegensatz zu den Vorjahren wurde daher von einer weiteren Öffnung dieser Reserve Umgang genommen.

Nebst dem ausgewiesenen Vermögen von Fr. 4377.85 besteht unverändert der Fonds zur Erfüllung der in § 2 der Statuten vorgesehenen Aufgaben in der Höhe von Fr. 3000.–.

Die Rechnungsrevisoren stellten in ihrem Bericht vom 13. Mai 1971 fest, dass die Guthaben ausgewiesen und auch die übrigen Aktiven buchmässig belegt sind. «Die Bilanz sowie die Betriebsrechnung sind mit vorbildlicher Sorgfalt und Ordnung geführt.» Sie beantragen, die Jahresrechnung 1970 mit bestem Dank an den Quästor zu genehmigen.

Die Einzelheiten der Jahresrechnung können beim Präsidenten eingesehen oder in Xerokopie bezogen werden.

Der Präsident: *Dr. Paul Scherrer-Bylund*

Vorstand

Präsident:	a. Direktor Dr. Paul Scherrer-Bylund Backhammer 32 <i>8077 Zürich</i>	Tel. 28 27 10
Vizepräsident:	a. Stadtpräsident Dr. Emil Landolt Winkelwiese 10 <i>8001 Zürich</i>	Tel. 47 21 00
Quästor:	Generaldirektor Dr. Oswald Aepli Rebacherstrasse 3 <i>8700 Küsnacht</i>	Tel. 90 01 02
Aktuar:	Prof. Dr. Egon Wilhelm Ackerstrasse 8 <i>8610 Uster</i>	Tel. 87 37 25
Mitglieder:	Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner Mühlebachstrasse 111 <i>8008 Zürich</i>	Tel. 47 55 39
	a. Ständerat Dr. Ernst Vaterlaus Röslistrasse 52 <i>8006 Zürich</i>	Tel. 26 23 56
	Prof. Dr. Alfred Zäch Siriusstrasse 10 <i>8044 Zürich</i>	Tel. 47 75 39
Rechnungs- revisoren:	Prof. Dr. Walter Clauss <i>8700 Küsnacht</i>	
	Direktor Hans Beat Gamper <i>8000 Zürich</i>	

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurth Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Zürcher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C.F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C.F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C.F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C.F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempster, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»